P. o. germ.
1269
m

P.O. germ. 1269 m

KV

<36620696030015
<36620696030015
Bayer. Staatsbibliothek

P.O. germ. 1269 m

Der Sklave.

Eine Erzählung aus den Zeiten der französischen Revolution für christliche Familien

von

Konrad Scheidler.

Nördlingen.

Druck und in Commission der Beck'schen Buchhandlung.

1837.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorrede.

Ueber die Lesewuth, die zu unserer Zeit unter allen Ständen um sich gegriffen hat, wurde schon so Vieles gesprochen und geschrieben, daß ich es für überflüßig halte, auch hier davon weiter zu reden.

Lange wurde gefragt: Was man der leselustigen Jugend für Lektüre reichen müsse? und lange über den Mangel geklagt, der noch an solchen Schriften herrsche, die nebstdem, daß sie Unterhaltung gewähren, zugleich veredelnd auf Herz und Geist des heranwachsenden Menschen wirken. Da hat denn aber die neuere Zeit eine solche Menge von sogenannten Jugendschriften geliefert, daß es jetzt dem Erzieher nicht minder schwer wird, aus dem Schwalle dieser Bücher die besseren und die ihrem Zwecke wirklich ent-

sprechenden auszuwählen. Der Verfasser der Ostereier hat in dieser Beziehung die Bahn gebrochen und Vortreffliches geleistet. Seine Jugendschriften, die in keiner christlichen Familienbibliothek fehlen sollten, sind wahre Schatzkästchen für Kinder und schlichte Familien, und ihm reihen sich jetzt einige andere Kinderfreunde an, die deßhalb nicht minder den Dank verdienen, der von Lehrern und Erziehern ihren Verdiensten allenthalben gezollt wird.

Allein die meisten der gedachten Schriften sind beinahe ausschließlich für Kinder und schlichte Familien berechnet; jedoch auch der reifere Jüngling und die gebildetere Jungfrau wollen lesen. Aber jene rührenden Erzählungen, die in so einfachem, kindlichem Tone geschrieben sind, bieten meist der Phantasie der heranwachsenden Jugend zu wenig dar; und daher kommt es, meines Erachtens, daß junge Leute so begierig nach Romanen und dergleichen Schriften haschen.

die ihnen in dieser Zeit um so gefährlicher werden, je mehr ihr Inhalt mit den erwachenden Gefühlen ihrer Herzen sympathisirt, je weniger sie fähig sind, in diesem dichterischen Alter, wie es Jean Paul nennt, das öde Treiben der sogenannten großen Welt mit kaltem, prüfendem Blicke zu durchschauen, und je weniger sie deßhalb auch in den Stand gesetzt sind, den größten Theil der Unterhaltungsschriften, die uns Bibliotheken gewöhnlich darbieten, aus dem rechten Gesichtspunkte zu beurtheilen, und den Honig aus denselben zu ziehen, ohne mit ihm zugleich das darin verborgene Gift einzuschlürfen.

Ein solches Unterhaltungsbuch, wie ich es mir für die reifere Jugend passend vorstelle, müßte demnach (außerdem, daß seine Tendenz Erweckung ächter Religiösität sey, und daß der gewählte Stoff, so wie die Einkleidung den Charakter der Wahrheit an sich trage) in einem fließenden, höheren,

ich möchte sagen, etwas feurigen Style geschrieben seyn. Und an dergleichen Schriften haben wir, meines Wissens, keinen Ueberfluß. — Bei der Verfassung nachstehender Erzählung habe ich mir vorgesetzt, ein Kleines zur Ausfüllung dieser Lücke beizutragen. Um dem Geiste des jungen Lesers noch einigen Spielraum zu lassen, habe ich den Stoff an historische Ereignisse und geschichtlich bekannte Namen geknüpft, so wie ich ihn auch die handelnden Personen durch Benennung der Orte auf den jedesmaligen Schauplatz verfolgen lassen wollte.

Ob, und wie weit ich nun meinen Zweck erreicht habe, muß ich dem Urtheile sachverständiger Leser überlassen, die jedoch wenigstens meiner redlichen Absicht Billigkeit widerfahren lassen werden.

Reimlingen, bei Nördlingen, im Monat März 1837.

Der Verfasser.

Der Sklave.

1.

„Laßt uns ein Bild machen, das uns gleich sey!“ sprach der Schöpfer, als er den Menschen durch sein allmächtiges „Werde!“ in's Daseyn rief. Rein und unbefleckt gieng also der Mensch aus der Hand des Schöpfers; wie sehen wir ihn aber, wenn wir ihn im Treiben und im Gewühle der großen Welt betrachten? Wo finden wir da an ihm jene himmlischen Tugenden, die ihn zum Ebenbilde Gottes stempeln sollen? Verfolgen wir die Geschichte von der Schöpfung bis auf unsere Zeiten, was für Erscheinungen begegnen uns da?

Sehen wir da nicht Bruder gegen Bruder den mörderischen Stahl schwingen? Sehen wir nicht die Schwester im Gefängnisse der Schwester verschmachten? Sehen wir nicht blutige Leichname der Väter, und vor denselben den Sohn mit dem rauchenden Dolche in der ruchlosen Hand? Sehen wir nicht jammerbleiche Mütter mit dem Tode ringen, und vor ihnen höhnisch die Tochter, die ihnen den Todestrank reichte?

Und fragen wir uns nun selbst: „Woher kommen solche Menschen? Sind sie der Hölle selbst entstiegen? Hat der Satan sie zur Wohnung auserwählt? Hat Gott selbst den Keim zu solchen Gräueln in ihr Herz gelegt?“ Nach ruhigem Ueberlegen werden wir uns antworten: „Nein!“ und wenn wir die große Zahl derer abrechnen, die zwar unverdorben aus der Hand ihrer Aeltern kamen, die sich aber von den Einflüsterungen böser Gesellen hinreißen ließen, bis sie dem Verderben gänzlich preisgegeben

waren; dann müssen wir uns selbst bekennen, daß bei den meisten andern ihre Erziehung oft so ganz unbemerkt und unbewußt den Grund zu ihrer späteren Lasterhaftigkeit gelegt hat. Und unter den Erziehungsfehlern dieser Art ist der ärgste, und, leider! auch der häufigste, jene blinde Zärtlichkeit, die den Kindern nichts verweigert, was sie verlangen; die es nicht über's Herz bringen kann, sie wegen eines Vergehens zu bestrafen; die es für eine Todsünde hält, in den Götterwein der Jugendlust auch einen Tropfen Wermuth fallen zu lassen — kurz, jenes Verhalten gegen die Kinder, welches wir im gemeinen Leben gleich treffend und ahndend mit dem Namen „Affenliebe" belegen.

Wenn wir nun aber solche Ungeheuer von Menschen, vom Arme der Gerechtigkeit ereilt, in wohlverdientem Elende verkümmern sehen; wenn wir sehen, wie der Wurm der Reue an ihren entarteten Herzen nagt, in welchem sie

statt des Freudenhimmels, den sie in ihrer Jugend stets darin gesucht, jetzt nur ihre eigene Folterbank finden; wenn wir sehen, wie sie im Staube kriechen, und mit den Thränen der Verzweiflung die Brodkrumen befeuchten, die ihnen ihr tyrannischer Kerkermeister so spärlich reicht — so dürfen wir in diesem Allen nicht blos die rächende Nemesis finden wollen, sondern wir müssen darin auch die göttliche Vorsehung erblicken, die mit gewaltiger Hand aus den Wolken herabgreift, und den entarteten Sohn ihrer Liebe mit den Ketten des Schicksals fesselt, bis er, von den Schlacken des Lasters gereiniget, wieder fähig ist, aus seiner Hölle aufzublicken, zur allbelebenden Sonne des Himmels, die ihm das klopfende Herz erwärmt.

2.

Einige Stunden südöstlich von Paris erhebt sich am nördlichen Ufer der Seine das Flach-

land allmählig zu einer Reihe von Hügeln, die im üppigsten Grüne prangen, und auf ihrem Rücken die köstlichsten Früchte jener Gegend tragen. Auf einem jener Hügel aber erblicken wir die Ruinen eines Schlosses, die sich wie ein mahnender Geist aus grünem Gebüsche erheben und bei ihrem Anblicke in uns unwillkührlich ein besonderes Gefühl, ich möchte sagen, einen ernsten Schauer erregen. Düster blickt der Steinhaufen hinab in das majestätische Thal auf zwei freundliche Dörfer, deren gesegnete Fluren ein rauschendes Bächlein durchschlängelt. Eine heilige Stille herrscht rings um die Höhe durch das kleine Thal und wird außer dem Plätschern der silbernen Wellen durch nichts unterbrochen, als durch das Geräusch einer kleinen Mühle, die, gleich ob sie sich scheute, vor das Angesicht des grauen Schlosses zu treten, das ober ihr über seinen Verfall trauert, sich hinter die Gesträuche am Abhange des Hügels versteckt, und uns da zuruft: „Sieh hier die verfallene Größe,

und lerne, wie eitel des Menschen Werke sind!“

Da steht der Wanderer stille, betrachtet die bescheidene Mühle im Thale und die stolzen Ruinen auf dem Berge, die dem Zahne der Zeit trotzen zu wollen scheinen, und spricht dann bei sich selbst: „Wie mag hier das Schicksal gewüthet haben, bis sich dieß Alles so gestaltete!“

Doch dazu bedurfte es keiner Ewigkeit! Noch in den letzten Dezennien des vorigen Jahrhunderts stand hier ein freundliches Schloß wie in einem Paradiese, umgeben von herrlichen Gärten und üppigen Feldern.

Der Marquis von Rougon, so hieß der Besitzer des schönen Landgutes, brachte die Sommermonate jeden Jahres hier zu, und die Bewohner der beiden Dörfchen im Thale verehrten ihn und seine Gattin ihrer Wohlthätigkeit halber wie einen Vater und eine Mutter.

In der That, Herr von Rougon war der freundlichste Rathgeber und die kräftigste Stütze der Bedrängten, der eifrigste Helfer in der Noth, und seine Gattin that es ihm in Allem wo möglich noch zuvor.

Dieß glückliche Ehepaar hatte einen einzigen Sohn, Anton mit Namen. Wenn die Liebe der Aeltern zu den Kindern schon ohnedieß das innigste und zarteste Band ist, welches Menschen an Menschen kettet, so läßt sich daraus um so mehr schließen, mit welch herzlichen Gefühlen diese Gatten dem einzigen Erben ihrer Reichthümer zugethan waren. Insbesondere verschwendete die Mutter eine Zärtlichkeit an den Liebling ihres Herzens, die in der Folge die Quelle vielen Unheiles geworden ist.

Der Marquis nämlich bekleidete wichtige Aemter am Hofe Ludwigs XVI., und diese Stellung machte es ihm unmöglich, die Erziehung seines Sohnes selbst zu leiten. Es ist be-

kannt, wie selten die Erziehung der Söhne gelingt, die allein unter der Hand der Mutter aufwachsen; denn der zarte nachgiebige Sinn des Weibes ist nicht im Stande, das aufbrausende Feuer des männlichen Charakters zu zügeln.

So glaubte denn auch die Marquisin ihrem Sohne um so weniger einen Wunsch abschlagen zu dürfen, als er, der Erbe eines so großen Vermögens, in der Folge ja ohnedieß eine ganz unabhängige Stellung behaupten, und folglich seinen eigenen Launen nach Gefallen fröhnend, frei und ohne irgend eine Beschränkung leben konnte.

Der kleine Anton durfte also so vernünftig oder so thöricht wünschen, als er nur wollte; was er verlangte, mußte geschehen; was er haben wollte, das mußte her, und der ganze Troß der Diener im Schlosse mußte auf jeden Wink des jungen Herrn merken, und ihn unbedingt befolgen. So wuchs Anton zum kräftigen Knaben heran; aber wie er an Jahren

und an Körperkraft zunahm, so verstärkten sich auch seine Untugenden, und er hatte noch nicht das zwölfte Jahr zurückgelegt, als sein Eigensinn bereits keine Gränzen mehr kannte, und der Stolz auf seinen Stand, den ihm einzupflanzen die mütterliche Eitelkeit sich nicht erwehren konnte, in ungezügelte Herrschsucht ausgeartet war.

So ausgerüstet war nun die Zeit gekommen, in welcher er die höheren Studienanstalten besuchen sollte; und da gieng nun das rechte vergnügte Leben erst an. Wie er die Zeit während seiner Studienjahre verbrachte, das übergehe ich, und es sey genug, wenn ich sage, daß die Mutter ohne Wissen des Vaters Summen nach Summen aufbot, um es dem Herrn Sohne ja an nichts fehlen zu lassen, bis sie es endlich nimmer verheimlichen, noch viel weniger ferner helfen konnte. Sie bat ihren Sohn, sich zu bessern; sie flehte mit thränenden Augen, sie warnte — umsonst; Anton hatte längst vergessen,

der Mutter nachzugeben, und daß sie sein Betragen dem Vater nicht entdecken würde, das wußte er nur all zu gut.

Doch, da kam der härteste Schlag über ihn, der ihn je treffen konnte; die Marquisin, durch Gram und Kummer über ihren entarteten Liebling verzehrt, starb plötzlich. Da legte Herr von Rougon seine Aemter am königlichen Hofe nieder, und bezog sein Landgut, um fortan nur sich selbst und seinem einzigen Sohne leben zu können. Aber wie betrog er sich! der, den er so innig zu lieben sich verpflichtet fühlte, war seinem Herzen längst fremd geworden, und sah bald, daß sein Sohn schon tief, recht tief gesunken sey. Nun blieb es ihm freilich nicht länger mehr verborgen, woran der Fehler liege; aber, leider! es war zu spät, ihn zu verbessern. Dennoch glaubte er, nur durch die äußerste Strenge und durch ununterbrochene Aufsicht seinen Anton vielleicht wieder auf bessere Wege zu bringen, und er berief ihn deßhalb zu sich, um

ihn auf dem Landgute in angemessene Thätigkeit zu setzen, und ihm dadurch wieder den Sinn für ein eingezogenes Leben einzuflößen. Aber obwohl ihm der Vater das ganze Gut anvertraute, es half nichts; Anton wollte vom Geschäftsleben durchaus nichts wissen. So kam es denn täglich zwischen Vater und Sohn zu den unangenehmsten Auftritten, und die Spannung stieg immer höher. Der strenge, rechtliche Vater gab nicht nach, der Sohn noch weniger. Da verlangte der Letztere endlich vom Vater die Anweisung einer ansehnlichen Leibrente, damit er seinem Stande gemäß, und, seinen Worten nach, von den Launen eines alten, mürrischen und lebenssatten Höflings unabhängig leben könnte. Da ihm aber der Vater erklärte, daß er noch viel zu unvernünftig und zu unbesonnen, viel zu leichtsinnig und zu verschwenderisch sey, um einen eigenen ordentlichen Haushalt führen zu können; so kam es endlich zwischen Beiden förmlich zum Bruche, und Anton verließ das väterliche Haus mit dem

Schwure, daß er nie mehr in dasselbe zurückkehren wolle, als nur, um die empfindlichste Rache zu nehmen. Er gieng nach der Residenz und trat dort in ein Regiment ein.

3.

Anton hatte bereits schnell die untern Dienstgrade durchlaufen, als sich die Vorboten jener unheilschwangern Zeit zeigten, die unter dem Namen der französischen Revolution den meisten unserer Väter in noch frischem Andenken lebt. In der That, jene Periode brachte des Abscheulichen und Gräßlichen, aber auch des Großen so vieles hervor; sie zeigte des Schrecklichen und Grausamen, des Heldenmüthigen und Abentheuerlichen so wechselvolle Scenen; sie ließ der Charaktere so erhabene und so niedrige, so große und so gemeine in so verschiedenen Lagen sich entwickeln, daß sie dem Freunde der Geschichte ewig merkwürdig bleiben, dem geistvollen Beobachter des Menschengeschlechtes

immer die reichste Quelle der Erfahrung seyn wird.

In den sogenannten Tempeln der Vernunft hat uns jene Umwälzung der bestehenden Ordnung und der Gesetze gezeigt, wie weit sich der menschliche Geist verirren kann; aber auch durch den baldigen Umsturz jener realisirten Thorheit uns recht anschaulich gelehrt, daß kein Verein (sey es ein ganzer Staat, oder sey es nur eine kleinere Gesellschaft, die irgend einen guten Zweck erreichen will) ohne Religion bestehen kann. Ja, wo immer ein Bund feststehen soll, und er erhält nicht durch diese edle Himmelstochter eine gewisse höhere Weihe, da trotzt auch ein Riesengeist vergebens den Stürmen des Schicksals, und des Menschen eitles Werk zerfällt in Trümmer. Das haben wir an jenen blutigen Auftritten, deren uns die französische Revolution so viele und so unmenschliche geliefert hat, in recht lebendigen Bildern gesehen.

Die Ideen jener Zeit stimmten zu sehr mit den eigenen Grundsätzen unseres Antons über-

ein, und die Revolution selbst bot zu mannigfache schöne Aussichten dar, als daß er sich nicht mit vollem Eifer ihrem Treiben hingegeben und in dieser Rolle gefallen hätte. Schon bei der Erstürmung der Bastille am 14. Juli 1789 war er nicht unbemerkt geblieben, noch mehr aber hatte er sich in den Aufständen am 20. Junk und am 10. August 1792 bemerkbar gemacht. Danton, dieser Schreckliche unter den Schreckensmännern, glaubte in ihm den Mann zu finden, der ihm als ein blindes Werkzeug seines Willens dienen würde, und Anton war seinem mordlustigen Meister ein so treuer Gehülfe, daß sich jener, so wie seine blutgierigen Kollegen in ihm ihres Zöglings wahrlich nicht schämen durften. — Wie ein gewaltiger Blitz durchzuckte der Geist der Revolution den größten Theil der französischen Nation; insbesondere ward der jüngere Theil des Volkes von dem allgemeinen Wogendrange mit fortgerissen, und selbst im Auslande erregten jene Ideen einen an staunende Bewunderung grän-

zenden Eindruck, und fanden zum Theile selbst einen nicht gehofften Anklang. Doch, sie verstießen gegen das fast in ganz Europa herrschende monarchische Prinzip, und der ruhig Denkende und Ueberlegende sah bald, daß die Revolution nur die Pflanzschule der heftigsten und in ihren Folgen schrecklichsten Leidenschaften, nicht aber die Wiege jenes geträumten Glückes sey, das man mit den mißverstandenen Worten „Freiheit und Gleichheit" bezeichnete; ja man fand im Gegentheile, daß nur in einem gutgeordneten monarchischen Staate Ruhe, Sicherheit und wahre Wohlfahrt blühen könne, und um so mehr mußte es also das Bestreben der Regenten seyn, den gefährlichen revolutionären Geist, wo nicht gänzlich zu ersticken, doch wenigstens seinem Vordringen Einhalt zu thun, und ihm in seinem Geburtslande passende Schranken anzuweisen.

Die feindlichen Heere nahten den Gränzen Frankreichs, und unter den Fahnen der Verbün-

deten waren viele Freunde der alten Ordnung, aber auch viele feige Schranzen und feile Günstlinge des alten Hofes, die sich nicht scheuten, den Aufstand des Volkes als eine Theaterscene zu belächeln, die aber bald in blutiger Schrift die Lehre davon trugen, daß jene veralteten Formen und Gesetze dem Zeitgeiste nimmer entsprechen konnten, und daß die Masse der Nation fest entschlossen sey, den einmal errungenen Vortheil nimmer fahren zu lassen, sondern ihn vielmehr mit dem letzten Tropfen Blutes zu vertheidigen.

Jetzt, in der Gefahr, zeigte sich die Kühnheit Danton's Riesenseele in jenen ergreifenden Reden und in den Anstalten, die er zur Vertheidigung des Vaterlandes traf. Aber, leider! war es auch sein, Größe mit Grausamkeit paarender, nimmer ruhender Feuergeist, der den schauerlichen Gedanken gebar, die morschen Säulen der alten Herrschaft zum Schutze der Republik völlig zu stürzen; und bald zeigten

zahlreiche Verhaftungen von Adelichen, Priestern und ehemaligen Dienern des Hofes recht deutlich, daß sein unversöhnlicher Haß des Königthumes allen Gegnern der Revolution den Untergang geschworen habe. Alle Verdächtige, deren Häupter nicht unter der Guillotine fielen, verbluteten unter der Hand gedungener Mörder, und unter denen, welche die Opfer bezeichnen und zur Schlachtbank führen halfen, war Anton keiner der unthätigen.

4.

Einer der schönsten Tage des Herbstes neigte sich zum Untergange. Die Fluren wurden schon leer von Menschen und aus der Ferne verkündete der immer stärker werdende Ton der Schalmeien, der helle Klang der Schellen und das muntere, immer näher kommende Blöcken der Schafe den Heimzug der Heerden. Hinter den fernen westlichen Höhen tauchte das majestätische Licht der Welt hinab, und vergoldete mit

seinen letzten röthlichen Strahlen die hohen Kuppeln von Paris, gleich als wollte es der stolzen Stadt freundlich „Gute Nacht!“ zurufen.

Der Marquis von Rougon saß in einer Jasminlaube, das müde Haupt auf den linken Arm gestützt, und betrachtete den Widerschein der sinkenden Sonne in dem kleinen Teiche vor ihm, in welchem eine Menge Goldfischlein munter schnalzten und sich der letzten Augenblicke des scheidenden Tages freuten. Leise hauchte ein kühler Westwind durch die Laube und fächelte mit den bleichen Locken des Greises. Da erhob sich sein Blick und sein Auge weilte stier auf den beiden Dörfchen im Thale und auf den im Abendrothe glänzenden Zinnen der Residenz. — „Wie glücklich, sprach er endlich zu sich selbst, wie glücklich bin ich hier; entfernt vom Treiben der sogenannten großen Welt! Dort ruht es, das stolze Paris! Gott, welch ein gewaltiges Drängen, welch ein schreckliches Wogen

muß es dort seyn, wo alle Bande der Ordnung, der Gesetzlichkeit und der Liebe gebrochen sind! Die Kamine rauchen, aber es däucht mich, als bezeichne der Rauch den Aschenhaufen eines zerstörten Freudenhimmels. Die dunklen Wolken selbst, die dort um die Stadt gelagert sind, scheinen zu trauern über die Gräuelscenen, die sie unter sich erblicken. Die Sonne hat sie blutroth gerändet, gleich als sollten sie der Spiegel seyn von den tausend und abermal tausend Herzen, die trauernd auf dem zerfallenen Altare des Vaterlandes verbluten.

Und mir blinkt die Sonne vor ihrem Scheiden noch so freundlich zu; mit ihren letzten Strahlen küßt sie dieses stille Thal, als wollte sie uns sagen: Genießet mit Genügsamkeit und in Ruhe euer Glück! —

Wie sie sinkt, die Prachtvolle! Gott, so ist auch mir die Sonne meiner Erdenfreuden untergegangen, und, ach! sie wird mich mit keinem

Morgenstrahle mehr erquicken. — Die Gattin schlummert den ewigen Todesschlaf, der einzige Sohn hat sich dem liebevollen Herzen des Vaters entfremdet, und sucht in jenem Toben sein Heil und sein Glück!"

Eine heiße Zähre preßte sich aus dem matten Auge des Greises; da trat eben sein treuer Diener, Franz, vor ihn hin und übergab ihm einige Briefe und die neuesten Tageblätter aus der Hauptstadt. Der Marquis begab sich in das Haus, entfaltete beim Schimmer einer Lampe die inhaltreichen Blätter, und las mit Trauern die Hiobsposten von den sich immer mehr häufenden Gräueln. Schweigend und sinnend trat er dann zum Fenster. Die stille Nacht hatte sich indeß niedergelassen und bedeckte mit ihrem schwarzen Schleier die Gegend; aber unzählige Sterne flimmerten, wie vollendete Geister, freundlich durch die dunklen Wolken, als wollten sie den Menschen zu sich erheben, und zu ihm sagen: „Sieh, hier ist eine Herr-

lichkeit, die noch kein menschliches Auge gesehen, kein menschlicher Verstand ergründet hat!" und des silbernen Mondes blasse Strahlen drangen durch das Laub der Bäume. Ringsum herrschte heiliges Schweigen und der Marquis selbst athmete leiser, um die stille Feier der Natur nicht zu unterbrechen. Da wurde er auf einmal durch ein Getöse im Schloßhofe aufgeschreckt. „Was giebt's?" rief er zum Fenster hinab. Aber statt einer Antwort ließ sich unten eine kräftige Stimme mit dem Befehle vernehmen: „Sprengt das Thor auf!" Kaum waren diese Worte ausgesprochen, so lag es auch schon in Trümmern, und in wenigen Augenblicken trat — Anton an der Spitze von zwölf Grenadieren mit gezogenem Degen vor seinen Vater, und donnerte ihn an: „Im Namen der Republik, Sie sind Arrestant!" Wie vom Blitze getroffen stürzte Herr von Rougon in seinen Lehnstuhl zurück. „So weit konntest du es treiben, mein Sohn?" sprach er

mit zitternder Stimme. „Das ist mehr, als ich mir zu ahnen getraute.“

„„Was, Sohn!““ entgegnete ihm Anton mit bitterem Hohne. „„Es steht nicht der Sohn gegen den Vater, sondern Mann gegen Mann. Die Bande, die mich an Sie fesseln sollten, sind längst gebrochen, und daß ich, wie Sie, den Namen Rougon führe, macht nichts zur Sache, und könnte gar wohl nur zufällig so seyn.““ „So vergiltst du also die Wohlthaten,“ fuhr der Marquis fort, „mit denen ich dich seit den ersten Stunden deines Lebens überhäufte?“ „„Ich gehorche meinen Befehlen,““ antwortete der Ruchlose. „„Rechten Sie also nicht mit mir, sondern mit denen, die mich geschickt haben!““ Und da der Vater noch nicht Anstalt machte, mitzugehen, rief er seinen Grenadieren zu: „Ergreift die Hofschranze!“ und diese packten ihn, und schleppten ihn hinab in den Wagen. —

Eben war der Mond am Himmel hinabgesunken, gleich als scheue er sich, Zeuge dieses Auftrittes zu seyn, und die rabenschwarze Nacht hüllte mit einem Male Alles in dicke Finsterniß ein. Da raunte Anton seinen Begleitern zu: „Zündet das Nest an, damit es uns leuchte auf dem Wege nach Paris!" und noch waren sie keine Viertelstunde weit entfernt, da zeigten sprühende Feuersäulen und ein dicker Qualm, daß jene rauhen Krieger den Wink ihres Gebieters treulich befolgt hatten. Heiße Thränen rollten bei diesem Anblicke über die Wangen des Greises herab; aber der Sohn sprach mit teuflischem Lächeln: „Sieh, alter Graukropf, welch herrliche Fackel!" Da ertönte ein donnerähnlicher Schlag durch die Luft; sie blickten zurück, und krachend stürzte das Gebälke des Schlosses zusammen.

Es war bereits Mitternacht, als unser Transport in der Hauptstadt ankam. Der größte Theil der Bevölkerung hatte sich schon

dem süßen Schlummer überlassen, unbekümmert um das Treiben, das die große Welt in einigen der glänzenderen Zirkel noch bewegte.

Mit wehmüthigem Herzen bemerkte es der Marquis und sagte bei sich selbst: „Wie viele sind wohl hier und durchschwärmen fröhlich die Nacht, nicht ahnend, welchen Gefahren sie entgegen gehen; und wie viele wiegen sich wohl in den sanften Armen des Schlafes, und träumen nicht von dem scharfen Beile, das schon blutig über ihrem Haupte hängt!“ Ein tiefer Seufzer entstieg seiner gepreßten Brust, denn er hatte keine Worte mehr für seinen Schmerz. Da hielt mit einem Male der Wagen still, denn sie waren vor dem Thore des Gefängnisses. Herr von Rougon wurde der Wache übergeben, indeß sich der Sohn mit seinen Helfern kalt von seinem Vater entfernte.

5.

Ein enges Gemach von dicken Quaderwänden, mit zwei starken Thüren und einem kleinen

Fenster, durch welches ein eisernes Gitter kaum das Licht des Tages schimmern ließ, war nun der traurige Aufenthaltsort des Marquis, in welchem er sein herbes Schicksal beweinte. Mehrere Monate lag er so darinn, ohne ein menschliches Angesicht zu sehen, als das seines hartherzigen Gefangenwärters, der ihm täglich einen Krug frischen Wassers und trocknes Brod reichte, das der Greis mit seinen Thränen benetzte.

Wer nie des Winters schauerliche Nächte auf hartem Strohlager durchwachte und mit den Thränen der Verzweiflung die Brodkrumen befeuchtete, die ein barbarischer Kerkermeister mit rauhem Tone dem Verschmachtenden oft so spärlich reichet; der ahnet nicht, welch ein schrecklicher Schmerz es sey, die lang genossene Freiheit verloren zu haben. Nur eine einzige Trösterinn gibt es in solcher Lage — die Religion, diese freundliche Tochter des Himmels, die ihren Verehrer nicht verläßt, bis er hin=

übergegangen ist aus dem Lande der Sterblichen in die ewige Heimath.

Wo jeder unter dem Drucke der Leiden verschmachtet wäre, da harrete die starke Seele Rougon's aus, und er sah muthig seinem traurigen Schicksale entgegen; denn seine Unschuld war sein Trost, und der Glaube an einen ewigen, gerechten Richter dort über den Sternen ließ in ihm die Hoffnung nicht sinken. Er hatte das Schreckliche seiner Lage in ihrem ganzen Umfange erkannt, und obwohl er des Ausganges noch ungewiß war, so hatte er sich doch auf das Aergste gefaßt.

So stand er eines Morgens von seinem harten Lager auf; ein süßer Schlummer hatte ihn gestärkt, und ihn im Zauberreiche der Träume auf einige Stunden sein Elend vergessen lassen. Eben stieg die prächtige Sonne am Horizonte herauf und sandte durch das eiserne Gitter in das Gefängniß einige freund-

liche Strahlen, die dem Greise wie ein Friedensbote vom Himmel erschienen. Er fiel auf die Kniee nieder und betete mit gefalteten Händen und mit Ergebung in den Willen des Ewigen. Denn er dachte nicht anders, als man habe seiner etwa ganz vergessen, oder man wolle ihn, um alles Aufsehen zu vermeiden, vielleicht absichtlich in seinem Elende umkommen lassen. — Wer betet, dem bleibt wenigstens der Trost nicht aus, und die Hoffnung verläßt ihn nicht. Ja, das Gebet der Unschuld sprengt Riegel und Wände des Kerkers; es dringt empor durch die Wolken zum Throne der Gottheit und ruft Stärkung und Rettung vom Himmel herab. Auch der Marquis fühlte sich durch das Gebet neu gestärkt. Er griff nach der Harfe, die man ihm auf vieles Bitten in den Kerker gebracht hatte, und sang mit kräftiger Stimme:

„Welch eine Stille! Ringsum heil'ges Schweigen!
Sey mir gegrüßt, du holde Einsamkeit!
Hier, wo nur stumme Wände meine Zeugen,

Da öffnet sich das volle Herz so weit!
Ach, meiner Unschuld Seufzen, meine Klagen,
Hier hört sie keines Mitleidsvollen Ohr;
Nur von des Glaubens Fittigen getragen,
Flieh'n sie zum Thron des Ewigen empor."

„Ja, unterbrach er sich selbst, die Einsamkeit ist die vertrauteste Freundinn des Schuldlosen. Wer sich keiner That bewußt ist, die den giftigen Stachel der Reue in seinem Herzen zurückgelassen hat, dem ist so wohl, wenn er allein ist, wenn er ungestört auf die entflohenen Lebenstage zurückblicken kann, wenn die guten Handlungen, die er verübte, gleichsam verjüngt seinem Geiste vorüberziehen und er die verlebten, wenn auch wenigen frohen Stunden in beseelender Erinnerung wieder feiern kann. O, dann öffnet sich sein frommes Herz so weit dem beglückenden Glauben an einen ewigen Vergelter und an ein schöneres Jenseits, und die Strahlen der Hoffnung erheben sein Gemüth. — Aber dem Schuldbeladenen ist

nichts schrecklicher, als solche einsame Stunden. Darum scheut er die Stille und stürzt sich hinaus in das Gewühl der Welt, durch neue Schandthaten das Andenken an die alten zu verdrängen. Und wie könnte es auch anders seyn? Der ärgste Feind, der nimmer ruhende Verfolger des Schuldigen ist sein eigenes Gewissen, und gerade in der Einsamkeit spricht dieses am lautesten, und predigt ihm beständig den Fluch des Himmels, der auf ihm lastet. Ist es dann ein Wunder, wenn er es zu betäuben sucht? — Gott, dir sey Dank! Kein Verbrechen lastet auf meiner Seele. Ich fühle mich rein und werth, zu deiner schönen Sonne aufzublicken und vor dein Angesicht zu treten. Ach, und dennoch schmachte ich hier im Kerker, von der ganzen Welt verlassen, von dem eigenen Sohne dem Tode hingeworfen."

Eine Thräne regte sich in seinem Auge. Doch — gleich als schäme er sich, vor sich selbst, eine Schwäche an sich bemerken zu

müssen — griff er wieder in die Saiten, ein voller Akkord machte die Resonanz erzittern, und er sang weiter:

„Doch Muth! Wer wird die Hoffnung
ganz verpfänden?
Wo es dir Stärke, wo's dir Ruh' gebeut,
Wie soll es da mit bangen Klagen enden?
D'rum Muth gefaßt, der Himmel ist nicht
weit!
Graut dir's, mein Herz, das Leben zu
verlassen?
Ha, schäme dich; nur Muth geziemt dem
Mann!
Dort oben wirst die Lieben du umfassen,
Und ewig, ewig dein sind sie alsdann."

Sanft, wie Aeolsharfentöne, die sich auf Aetherschwingen zum Himmel erheben, verhallten die letzten Klänge in der Höhe; da knarrten die eisernen Riegel der Thüren, und einige Soldaten kamen herein, den Marquis zum Verhöre abzuführen. Man hatte ihn als

Royalisten und als einen Feind der Republik angeklagt, und obwohl nähere Angaben gänzlich fehlten, und er sich bemühte, durch den Beweis gänzlicher Abgeschiedenheit von aller Politik und der Zurückgezogenheit auf sein Landgut, seine volle Unschuld darzuthun; es war vergebens. Sein Tod war einmal beschlossen, und so ward also der Unschuldige verurtheilt, unter der Guillotine zu sterben.

Das Leben ist süß, und das höchste Gut, das die menschliche Seele zu fassen im Stande ist, so lange sie in der körperlichen Hülle weilt. Und mögen tausend Glückliche in ihrem Unmuthe rufen: „Herr, laß mich sterben!“ so werden Millionen andere, die im Unglücke seufzen, jene Worte Lügen strafen; denn selbst der Sklave, der in Ketten schmachtet, scheut den Tod, und fürchtet den Augenblick, der ihn dieser schönen Welt entrücken, und dem unbekannten Jenseits entgegenführen soll.

So erging's auch dem Marquis. Obwohl seit der Zeit seiner Gefangenschaft mit dem Gedanken an die Ewigkeit längst vertraut geworden, hatte er es doch mit der äußersten Kraftanstrengung vergeblich versucht, bei den schaudervollen Worten „Tod" und „Guillotine" seiner starken Seele die Herrschaft über den Körper zu erhalten. „Guter Gott! rief er mit dem letzten Athemzuge, vergieb meinem Sohne und laß meinen Tod ihm nicht entgelten!" Dann stürzte er zu Boden, und kein Zeichen des Lebens war mehr an ihm zu finden.

6.

Bellona hatte unterdeß ihre verheerende Fackel über Europa geschwungen. Blutig hing die Sonne am östlichen Himmel und die Lüfte wiederhallten vom Donner der Geschütze. Siegreich wehten unter Dumouriez's Anführung die Banner der Franzosen in Belgien, das sich schnell unterworfen und dem revolutionären Systeme angeschlossen hatte.

Anton hatte sich bereits blutige Lorbeeren des Krieges gesammelt, als Danton zur Armee kam, und die Anhänglichkeit seines Freundes auch mit einem guten Antheile an der errungenen Beute belohnte. War dieser schon vorher um das Schicksal seines Vaters unbekümmert, so machte ihm dieß denselben vollends ganz vergessen. Antons Herz kannte von nun an kein anderes Gefühl, als Begierde nach Blut und Gold; und wo hätte er sich dann wohl besser befinden sollen, als im Gewühle des Krieges? Denn hier, wo der Fuß bey jedem Tritte auf einen gefallenen Freund oder Feind stößt; wo jede Nerve beständig zuckt, den kalten Stahl in das Herzblut eines schuldlosen Feindes zu tauchen; wo jedes blanke Schwert und jedes blitzende Bajonet nach unserm eigenen Herzen zielt; wo jeder Knall um das eigene Leben zittern machen muß; wo der Donner der Kanonen das Aechzen der Sterbenden übertönt, und der Wirbel der Trommeln die Klagen und das Jammergeschrei der Verwundeten unhörbar macht:

hier muß jedes menschliche Gefühl schweigen, und am Ende das Gewissen selbst verstummen. Doch, wenn wir sie auch betäuben, tödten können wir sie nicht, diese Stimme in unserm Innern, und wenn das Gewissen eine Zeit lang schläft, so wird es uns bei seinem Erwachen nur ein um so furchtbarerer und schrecklicherer Mahner seyn. —

Mit Lorbeeren und mit Beute überhäuft kam Anton in sein Vaterland zurück. Aber hier dauerte das erwartete Glück und die geträumte Größe nicht mehr lange.

Danton, um den sich unser Anton bewegte, wie ein dunkler Planet um seine strahlende Sonne, hatte bereits einen großen Theil seines Einflusses verloren, und sein Wiederaufstreben nach längerer Zurückgezogenheit führte endlich seinen völligen Sturz herbey. In der Nacht vom 31. März 1794 erfolgte seine und mehrerer seiner Freunde Verhaftung. Wie uns die

Geschichte aller Zeiten lehrt, daß bey Revolutionen fast immer die Führer des Volkes in ihrem eigenen Werke zu Grunde giengen; so endete auch dieser interessante Mann sein Leben auf dem Blutgerüste.

Dantons Tod war für Anton und mehrere Andere das Signal und der fürchterliche Mahner zur Flucht; denn in dem Schicksale ihres Meisters sahen sie auch das ihrige nur zu gewiß voraus. Mit bangem Herzen machten sie sich auf den Weg. Den Tag über in Wäldern versteckt, zur Nachtzeit ihre Straße verfolgend, kamen sie, als Landleute verkleidet, endlich unerkannt in Kalais an, von wo aus sie nach England überzusegeln gedachten. Aber wo sollte nun der rettende Kiel erscheinen, um sie an das jenseitige Gestade in Sicherheit zu bringen? In den Hafen durften sie sich nicht wagen; und überdieß war jede Verbindung mit England abgeschnitten. Vielleicht, dachten sie, läßt sich doch ein Schiff in der Nähe sehen;

und mit diesem Troste näherten sie sich dem Ufer des Meeres. Nachdem sie die halbe Nacht gesucht hatten, wurden sie endlich ein Boot gewahr, das an der Küste herumsegelte. Lange stritten sie mit sich selbst, ob sie es wagen dürften, sich auf diesem schwachen Fahrzeuge dem tobenden Meere zu überlassen. Doch die Furcht vor dem gewissen Tode, den jeder verzögerte Augenblick zu bringen drohte, gab endlich den Ausschlag, und sie entschlossen sich, lieber die mögliche Rettung in den Wellen zu versuchen, als der Guillotine selbst in die Hand zu gehen. Eine artige Summe Geldes bewog den Besitzer des Fahrzeuges leicht, dasselbe den Flüchtlingen zu überlassen. Mit einem tiefen Seufzer sagten sie ihrem Vaterlande „Lebewohl!" und warfen sich mit klopfendem Herzen in das schwache Boot.

Es war um Mitternacht, und die Glocken auf den Thürmen des benachbarten Kalais hatten eben mit dumpfem Schlage die Geister-

stunde verkündet, als unsre unkundigen Schiffer das Ruder ergriffen. Dicke Finsterniß hatte sich auf die Erde niedergelassen, kein einziger Stern flimmerte durch die dunklen Wolken. Ringsum herrschte eine grause Stille, durch nichts unterbrochen als durch das Wogen der Wellen, deren dumpfer Schlag so recht geeignet war, die Segler stets an das unermeßliche Grab zu erinnern, von dem sie nur wenige schwache Bretter trennten. Schaukelnd trug das Meer das schwache Boot dahin; bald schwankte es links, bald rechts, bald ward es hinauf=, bald hinabgeschleudert, bald drohte wieder eine fürchterliche Welle es zu verschlingen. Mit Zittern und Beben erhob Anton in dieser beständigen Gefahr seine Hände zum Himmel, allein er hatte längst verlernt, zu beten. Jetzt merkte er zum ersten Male, daß er unwerth sey, mit dem Heiligsten zu sprechen; jetzt fühlte er zum ersten Male seine Schuld und die ersten Thränen der Reue entstürzten seinen Augen. Endlich verkündete der rothe Morgenhimmel

den nahenden Tag. Majestätisch entstieg die glänzende Sonne dem feurigen Osten und vergoldete mit den Erstlingen ihrer freundlichen Strahlen Englands ferne Gestade, welche die Flüchtlinge nach einigen Stunden glücklich erreichten. Mit fröhlichem Jauchzen begrüßten sie den rettenden Boden. Anton fiel gerührt auf seine Kniee nieder; allein er fand keine Worte zum Gebete, nur eine Zähre des Dankes perlte in seinen Augen.

7.

Die andern Flüchtlinge beschlossen, sich in England niederzulassen, und daselbst den Gang der Dinge abzuwarten; Anton aber war nicht gesonnen, ihren Aufenthalt in jenem Lande zu theilen. Amerika, das Land der Freiheit war es, das ihn anzog, und in welchem er die verschwundene Sonne seines Glückes wieder schöner aufgehen zu sehen hoffte. Eben ward im Hafen zu Dover ein Kauffartheischiff nach Boston befrachtet, und nach wenigen Tagen nahm Anton

von seinen Unglücksgefährten Abschied, um auf jenem Schiffe die Fahrt in die Nordamerikanischen Freystaaten anzutreten. Es war der schönste Frühlingstag, an welchem Anton an Bord stieg. Die Anker wurden gelichtet, ein frischer Nordost blähte die vollen Segel und trieb den riesigen Schwimmer pfeilschnell durch die Wellen hin. Das Treiben des Schiffsvolkes und die Abwechslung und Neuheit der Erscheinungen, welche die Fahrt auf dem unermeßlichen Ocean unserm Anton darbot, ließen ihm die Gefühle, welche sein Herz durchkreuzten, selbst nicht recht deutlich wahrnehmen. Durch den heitern Himmel erblickte er in der Ferne Frankreichs Gestade. Mit einem tiefen Seufzer nahm er zum letzten Male Abschied von seinem Vaterlande, noch ein Mal stieg der Gedanke an alle darinn verlebten Stunden in seiner Seele auf; aber die Sehnsucht nach der neuen Welt, die bange Ahnung und das süße Hoffen, welche in seiner Brust stritten, unterdrückten theilweise

die Rührung, welche er in diesem Augenblicke empfand.

Ruhig, ohne Unfall und vom schönsten Wetter begünstigt gieng die Fahrt mehrere Tage von Statten. Schon weilten Antons Augen auf dem Pik von Teneriffa und weideten sich an dem schönen Anblicke, den der in die Wolken tauchende Riesenkegel darbot; da erblickten die Matrosen in der Ferne einen schwarzen Fleck auf dem Meere, den sie für ein Schiff hielten. Immer näher und näher kam es heran; schon glaubten sie, es freundlich begrüßen zu müssen, da erscholl mit einem Male der fürchterliche Ruf: „Ein Korsar! ein Korsar!" daß das ganze Schiff davon wiederhallte. Alle Segel wurden nun herabgelassen, alle Hände griffen zum Ruder; aber vergeblich. Mit der Schnelligkeit eines Vogels durchschnitt das Raubschiff die Wogen des Meeres; schon war es auf Schußweite herangerückt, da ertönte ein

fürchterlicher Knall, und eine Kanonenkugel durchbohrte das Frachtschiff. In einem Augenblicke war es nun geentert. Die Furcht und der Schrecken der Schiffsleute kannte keine Gränzen mehr. Die besonnensten retteten sich auf Boote, einige kühne Schwimmer warfen sich ihnen nach, hinab in die Fluthen; die andern, unter denen Anton, setzten sich zur Wehre.

Nun begann ein fürchterliches Blutbad. Grausend würgten die kaltblutigen Räuber nnd unsere Gefangenen dachten eben so ihre Freiheit oder gar ihr Leben so theuer als möglich zu verkaufen. Schon lag mancher in seinem Blute schwimmend, aber Antons Heldenarm schleuderte ringsum noch den Tod. Da erblickte er mit einem Male den, an seinem gezierten Turban und seinen glänzenden Waffen erkennbaren, Korsarenhäuptling. Mit der letzten Kraftanstrengung stürzte er sich auf denselben, und schon war die Hand gehoben, die ihm den Todesstreich versetzen sollte; aber Anton hatte

sich in dem ungleichen Kampfe schon zu sehr geschwächt, und in dem Augenblicke fiel er mit gespaltenem Haupte zu Boden. Aber unser Anton, der wie ein gereizter Löwe gekämpft hatte, war dem Freibeuter nicht unbemerkt geblieben. In der Uniform eines französischen Gardeoffiziers, die Anton seit der Abreise aus England wieder trug, lag nun die schöne kräftige Heldengestalt in ihrem Blute. Aergerlich über den Verlust, der ihm durch den Tod des schönen und starken Mannes erwachsen sollte, betrachtete der Korsar mit scharfen Blicken den Gefallenen; da bemerkte er noch einige Lebensfunken an demselben, und nun bot er Alles auf, die enteilende Seele noch an ihre Hülle zu fesseln. Eiligst ließ er ihn verbinden und befahl den Seinen, eifrigst den Verwundeten zu pflegen; denn ein solcher Sklave dünkte ihm wohl einiger Sorgfalt werth zu seyn, und der Verkaufspreis, dachte er, würde wohl die einige Mühe lohnen, im Falle ein günstiger Erfolg seine Sorge krönen sollte. Und wirklich hatte er sich nicht getäuscht. Mehrere

Wochen lang zwar lag Anton fast gänzlich ohne Bewußtseyn da, denn das Wundfieber ließ ihn nicht aus der Ohnmacht kommen; aber der Korsar hatte die gerechteste Hoffnung zur völligen Wiederherstellung seines Gefangenen. Endlich kam er zu sich selbst; aber es war ihm, als erwachte er aus einem Todesschlafe. Wie ein Traum lag das Vorgefallene hinter ihm, denn sein Gedächtniß hatte ihn seit seiner Verwundung verlassen. Die Schmerzen jedoch, die er jetzt, wo er eigentlich erst wieder lebte, an seinem Haupte fühlte, und seine Umgebungen, die er nun erkannte, ließen ihm keinen Zweifel über das Geschehene, und es war ihm, als durchbohre ein Schwert sein Herz; denn mit den ersten Blicken, die er bei zurückgekehrtem Bewußtseyn um sich warf, erkannte er die ganze Größe seines Unglücks. „Wo bin ich?" fragte er mit stierem Blicke und schwacher, zitternder Stimme. „In Algier," ließ sich eine unbekannte Stimme aus seiner nächsten

Umgebung vernehmen, und wie ein Donnerschlag berührte dieses Wort seine Seele; denn es gab ihm vollends Gewißheit über sein trauriges Schicksal; und mit einem einzigen Blicke in die Zukunft übersah er all das Leiden, das hier seiner wartete. Nun regte sich sein böses Gewissen, das so lange geschlafen hatte. „Gott, rief er aus, das habe ich an meinem Vater verschuldet!“ Er sank zurück auf sein Lager, eine neue Ohnmacht überfiel ihn; aber die Fieberglut führte ihm alle Schreckgestalten vor die bange Seele; er sprach von dem blutigen Haupte seines Vaters, und die Sklaven, die um ihn standen, waren ihm wie die Schatten der unglücklichen Opfer, die sein Haß und seine Wuth einst zur Schlachtbank geführt hatten. Mehrere Wochen währte es noch, bis Anton völlig hergestellt war. Nun trat eines Morgens der Korsarenhäuptling zu ihm herein. „Endlich, kühner Franke, sehe ich meine Mühen belohnt, sprach er mit höhnisch bittrem

Töne. Aber du sollst sie mir hundertfach vergelten. Solche Heldenarme kann ich benützen, und eine so kräftige Gestalt muß auch am Pfluge nicht übel anzusehen seyn.“

Nun wurde Anton in einen Sklavenkittel gesteckt, um seinen Hals legte man einen eisernen Ring, und an die Füße wurde ihm mittelst starker Ketten eine schwere Kugel befestiget. Jetzt gieng's hinaus auf's Feld. Mit seinen Fesseln beladen wurde er vor einen Pflug gespannt, und so als Zugvieh gebraucht. Noch aber leistete er den Erwartungen des Korsaren kein Genüge; denn er hatte sich noch nicht völlig erholt, und war überdieß von Jugend auf der Arbeit nicht gewohnt. Ermattet und lechzend vor Durst sank er oft zur Erde nieder, aber des Treibers Peitsche half ihm jedesmal schnell wieder auf und spornte ihn von Neuem zur Arbeit. Zur Seite gieng der Freibeuter und ergötzte sich an diesem Schauspiele. „Nur zu, wackrer Held! rief er oft spottend. Wer

so geschickt das Schwert zu führen weiß, der wird doch wohl auch eine Pflugschaar regieren können?" Ein Trunk Wasser und ein Stückchen hartes Brod waren die ganze Nahrung, die dem Sklaven des Mittags gereicht wurde. Vom Blute triefend, das aus seinen Wunden floß, die ihm die Fesseln täglich tiefer schlugen und mit den Malen und Blutstriemen, welche die schmerzlichen Peitschenhiebe jedesmal an seinem Körper zurückließen, ward er des Nachts zu kurzer Ruhe in sein Gefängniß gebracht. Aber selten erquickte ein stärkender Schlaf den Ermatteten; die mahnenden Rachegeister, die in seinem Innern haus'ten, ließen ihn der Ruhe nicht freuen; und so wälzte er sich denn die Nächte hindurch weinend und seufzend, von den Schmerzen seiner Wunden gefoltert, auf seinem harten Lager umher, bis ihn am frühen Morgen des Sklavenwächters Peitsche zur neuen Arbeit trieb. „Gott, guter Gott! rief er oft aus, so flieht denn selbst der Schlummer mich! Schweigt denn das Gewissen selbst im Schlafe

nicht, und läßt es dem Ruchlosen selbst im Zauberreiche der Träume keine Ruhe finden? Wo ich wandle, verfolgt mich der blutige Leichnam meines Vaters, und überall tritt seine Schreckgestalt vor meine bangende Seele. O, könnt' ich noch einmal dem beßten der Väter zu Füßen fallen, und mir seine Verzeihung erflehen; wie gerne wollte ich dann durch den Tod meine Greuel büßen. Aber so steht der bleiche Knochenmann stets vor mir, und wenn ich ihn zu erhaschen glaube, entrinnt er mir und läuft vor mir, daß ich stets schaudernd ihn erblicke, und verzweifle!"

So führt das Unglück den undankbaren Menschen wieder zurück zu seinem Vater im Himmel, den er im Rausche seines Glückes und im Taumel der Vergnügungen, die ihm die Welt darbietet, so leichtsinnig vergessen kann. Auch unsern, von den schrecklichen Qualen eines unruhigen Gewissens verfolgten Anton fing schon das Elend an zu bessern. Mit

demüthigem Herzen betete er jetzt stets und immer zu Gott, und mit den Thränen der Reue benetzte er täglich sein karges Mahl; aber er beklagte sich nimmer über sein trauriges Schicksal, sondern betrachtete sein Unglück als Strafe des Himmels und glaubte so durch seine Leiden die begangenen Missethaten im Schuldbuche des ewigen Richters zu tilgen. Was ihm anfangs so hart ankam, das that er jetzt mit Freuden, und mit Ergebung in den Willen Gottes arbeitete er, bis er keuchend und ermattet zur Erde fiel. Und wenn dann des Treibers Grausamkeit Peitschenhiebe auf ihn regnen ließ, oder sein tyrannischer Herr ihn mit beißendem Hohne zur Zielscheibe seines kränkenden Spottes machte, und sich an seinen Schmerzen und Qualen ergötzte; dann schaute er nur mit einem wehmüthigen Blicke zum Himmel empor, raffte sich mit der letzten Kraft zusammen, und arbeitete, ohne eine Klage, einen Seufzer hören zu lassen, bis er ohnmächtig niedersank. —

So hatte Anton, ohne Hoffnung auf Erlösung, zwei schmerzliche Jahre verlebt; er kannte keinen Tröster mehr, als den Tod, den sonst so furchtbaren, der aber dem Hoffnungslosen in den Augenblicken der Verzweiflung oft so freundlich erscheint, wenn er ihm verspricht, ihn auf Engelsfittigen hinüberzutragen in die ewige Heimath, in die Gefilde der Seligen, wo alle Freuden, alle Leiden dieser Erde hinter uns bleiben, und im Grabe der Vergessenheit den ewigen Todesschlaf schlummern. Und wirklich schien dieser Augenblick nimmer ferne zu seyn; denn die Leiden in der Sklaverei, verbunden mit den Qualen eines unruhigen Gewissens und den Foltern der Reue, hatten seine Kräfte geschwächt und seine Gesundheit gänzlich untergraben; ja, aus seinen eingefallenen, bleichen Wangen und den ausgehöhlten Wangen blickte gleichsam die Sense des unerbittlichen Werbers für die Ewigkeit schon heraus.

8.

Auch der Korsar sah ein, daß sein Sklave zu dem bisherigen Dienste nimmer länger brauchbar sey, sondern daß er denn endlich in Bälde unter seinen Qualen erliegen müsse; er suchte ihn nun so gut, als möglich, loszuschlagen, und brachte ihn deßhalb auf den Sklavenmarkt in die Stadt. Hier, wo man die unglücklichen Opfer der Barbarey mit unmenschlicher Grausamkeit zusammentrieb, wo das Ebenbild Gottes zur Kaufwaare herabgesunken war, wo man um seine Mitmenschen wie um Schlachtvieh handelte und mit der menschlichen Freiheit wucherte, wo der Vater vom Sohn, der Bruder vom Bruder, der Freund vom Freunde mit teuflischer Härte getrennt wurde, um unter den Streichen eines tyrannischen Herrn zu verschmachten: hier erst fühlte Anton die ganze Größe seines Elendes; und wer solche Scenen nie gesehen oder sich recht lebendig vorgestellt hat, der ahnet nicht, was es heiße: „ein Sklave seyn."

Trauernd über die gesunkene Menschheit schlug Anton seine Blicke zu Boden; die Schaam über seine verlorene Menschenwürde, deren Repräsentant die Freiheit ist, röthete seine Wangen, als ein Sklavenhändler herbeikam und er an diesen nach langem Handeln um den Preis von hundert türkischen Piastern überlassen wurde. Eine Thräne regte sich in seinen halbvertrockneten Augen, als ihm bedeutet wurde, daß er in die Nordamerikanischen Pflanzungen bestimmt sey. Er blickte zum Himmel. „Gott, rief er aus, habe ich noch nicht genug gebüßet!“ aber weiter vernahm man kein klagendes Wort von seinen Lippen; schweigend folgte er seinem neuen Herrn. Wie diese Unglücklichen auf den Schiffen der Sklavenhändler, gleich Häringen, zusammengepackt werden, wie kärglich ihnen Nahrung gereicht wird, und was sie auf solche Weise während der Ueberfahrt aus Afrika nach Amerika zu leiden haben; das ist zu bekannt, als daß ich meinen Lesern diese neuen Gräuelscenen vor die

Seele führen möchte. Ohne bedeutenden Unfall kam das Schiff, auf dem Anton sich befand, bey Boston an. Nun wurde ausgepackt. Ein großer Theil der Sklaven war dem Elende unterlegen, und auch diejenigen, welche es überstanden, wurden beinahe halbtodt an das Land gebracht, und hierauf zum Verkaufe nach Boston gebracht. Eine Menge der benachbarten Pflanzer hatte sich auf dem Sklavenmakt eingefunden. Unter diesen trat auch einer herbey, dessen gebleichte Haare zwar verriethen, daß mancher Kummer schon an seinem Herzen nagte, daß schon mancher Sturm in seiner Seele tobte; dessen feuriges Auge und noch sicherer Gang aber auch zeugten, daß er demungeachtet in seinem Alter noch einer guten Gesundheit genieße.

Mit scharfen durchdringenden Blicken nahm er den gefesselten Anton in die Augen; da fiel dieser ihm zu Füßen. „Mein Vater, mein guter Vater!“ rief er aus; aber er konnte

weiter nichts hervorbringen, ein Thränenstrom erstickte seine Worte. Es war wirklich der alte Rougon, vor dem Anton lag; und was könnte die Liebe der Aeltern den Kindern nicht vergeben, wenn diese mit reuevollem Herzen an die Brust der Aeltern zurückkehren? — Der greise Vater vergaß alle Schmerzen, alle Leiden, die sein Sohn ihm zugezogen hatte, als er diesen in so einer bedauernswerthen Lage sah. „Mein Sohn, mein geliebter Sohn!“ rief er freudenvoll aus, und zog ihn an sein Herz empor. „Verzeihung, mein Vater!“ schluchzte Anton. „Ich habe dich wieder, und nichts soll uns mehr trennen!“ entgegnete der Vater. Um hundert und zwanzig Dollars erkaufte er dem Sohne sofort die Freiheit, und brachte ihn in seinem Wagen auf seine bedeutenden Pflanzungen in der Nähe von Boston.

9.

Hunderte von Sklaven und Sklavinnen arbeiteten hier in den weitläufigen Plantagen

des vormaligen Marquis, der nun zum reichen Pflanzer geworden war. Aber hier sah man nicht die Gräuelscenen von Afrika, denn es herrschte da der Geist christlicher Duldung und Liebe. Durch fröhliche Gesänge und ermunternden Scherz erheiterten sich gegenseitig die Sklaven, die ihren Herrn bey seiner Wiederkehr mit freudigem Jauchzen wie einen liebevollen Vater empfiengen. — Der erste, der den Ankommenden zum Willkomm die Hand reichte, war Franz, der alte Diener, der den Marquis aus dem Gefängnisse und vom Tode gerettet hatte, und nun auch dafür alles Glück und alle Freuden mit ihm theilte.

Nach der Verhaftung und Abführung des Marquis nämlich, rettetete dieser treue Diener aus dem brennenden Landhause und aus den rauchenden Trümmern desselben einen großen Theil der Baarschaft und der vorhandenen Kostbarkeiten, mit dem Vorsatze, damit die Rettung seines Herrn zu versuchen. Es gelang

ihm, in das Regiment einzutreten, das zum Dienste in dem Gefängnisse bestimmt war, in welchem Rougon schmachtete. Lange war er da, ohne den eigentlichen Aufenthalt seines Herrn erforschen zu können. Endlich verschaffte er sich Gewißheit durch ein Lied, das er den Marquis mit Begleitung der Harfe singen hörte, und nun war er auch ununterbrochen mit der Rettung desselben beschäftigt. Aber lange konnte er keinen Ausweg finden. Schon war Rougon verurtheilt, und am dritten Tage Tage sollte das Urtheil vollzogen werden. Aus dem Verhörsaale hatte man ihn ohnmächtig in das Gefängniß zurückgebracht; er kam wieder zu sich und bereitete sich mit Ergebung in den Willen Gottes auf seinen nahen Tod vor.

Es war Mitternacht, und ringsum Alles stille. Da ertönte auf einmal der schreckliche Ruf „Feuer! Feuer!" in dem Gefängnisse umher, daß er von den Mauern wiederhallte. Alles rannte durcheinander, und es entstand ein

fürchterliches Lärmen. Da sprengte mit einem Male ein gewaltiger Stoß die Thüren des Zimmers, in welchem der Marquis lag, und — Franz trat wie ein rettender Engel vor ihn hin. „Retten Sie sich, mein Herr!" sprach er, und reichte ihm eine Offiziersuniform hin. So, in Militärkleidung, und unter dem Gewühle und dem Lärmen der Menge, entkamen beide, von der Wache unangehalten aus den Mauern des Gefängnisses, und bis zum Aufgange der Sonne lag die Residenz schon mehrere Stunden weit hinter ihnen. Nun erst war Rougon fähig, seinem großmüthigen Retter zu danken. Er fiel seinem treuen Franz um den Hals, und weinte Thränen der Rührung und der Freude, denn Worte des Dankes konnte er im Drange seines Herzens nicht finden.

Nun aber war die Frage: „Wohin?" Da zeigte Franz seine gerettete Baarschaft und die Kostbarkeiten, und beide vereinigten sich, nach Amerika auszuwandern, und sich dort anzu-

siedeln. Glücklich kamen sie in Philadelphia an. Von dem übrig gebliebenen Gelde kaufte der Marquis ein Stück Landes und einige Sklaven; der Segen des Himmels aber machte ihn zum reichen Pflanzer. Der treue Franz aber war der Freund seines ehemaligen Herrn und der Mitbesitzer seiner Güter.

So lebten beide, entfernt vom Gewühle der Welt, aber glücklich im Schoose der Ruhe, und geliebt von ihren Sklaven, die sie nicht wie Gefangene, sondern wie Kinder behandelten. Rougon hatte im Schoose seines häuslichen Glückes mit der großen Welt auch alle in derselben genossenen Freuden und alle überstandenen Leiden vergessen; nur der Gedanke an seinen einzigen Sohn stieg zuweilen wie eine trübe Gewitterwolke in seiner heitern Seele auf. Nur einmal noch wünschte er ihn an seine Brust zu drücken, und ihn als einen gebesserten Menschen umarmen zu können. Da, mit einem Male, ward ihm die kaum mehr ge-

ahnte Freude zu Theil, und Anton war von nun an der Zweite, der sein stilles Glück theilte.

Die wiedererworbene Freiheit, noch mehr aber die Freude, den todtgeglaubten Vater wieder zu sehen und sich seine Verzeihung erbitten zu können, so wie die Ueberzeugung, sich mit Gott ausgesöhnt und sein Unrecht gebüßet zu haben, erheiterten wieder den Geist des jungen Rougon, und diese Heiterkeit der Seele wirkte so wohlthätig auf den Körper, daß Anton in wenigen Monaten wieder in voller Manneskraft dastand. Aber nun war er auch ganz anders, wie früher. In steter Thätigkeit und im Gebete verbrachte er den ganzen Tag, und nichts war ihm angenehmer, als dem alten Vater eine Freude machen zu können.

So lebte nun dieses stille Kleeblatt in wechselseitiger Liebe, und alle drei suchten ihr Glück nur im Beglücken Anderer. Ihre Freude war

Gott und die Natur, ihre Hoffnung ein schöneres Jenseits. Manches Jahr verfloß ihnen noch so in Frieden und Liebe, bis endlich der Tod den lebensmüden Greis in die andere Welt hinüberrief.

Trostlos warf sich Anton nieder und benetzte mit heißen Thränen die theure Leiche des geliebten Vaters. Der treue Franz war dem Herrn schon vorausgeeilt in die Ewigkeit.

Wenige Tage nach des Vaters Tode aber, ließ Anton alle seine Sklaven vor sich kommen, und theilte alle seine Besitzungen unter sie aus. Dann sprach er zu ihnen: „Nehmt dieß, als den Lohn eurer treuen Dienste und eurer Liebe zu meinem Vater! Ich schenke euch Allen die Freiheit! Nur Eine Bitte habe ich an euch: Liebet einander, wie Brüder und Schwestern, und gedenket in eurem Gebete meines Vaters und meiner!“ Da fielen sie alle zur Erde nieder, küßten seine Hände, benetzten ihn mit

Zähren des Dankes und der Freude, und manch herzliches Gebet stieg für ihn zum Himmel empor.

Er aber zog sich zurück von der Welt, baute ein freundliches Gärtchen um das Grab seines Vaters, und auf dasselbe eine kleine Kapelle. Und wenn nun am frühen Morgen und am Abend das Glöcklein vom Thürmchen der Kapelle zum Gebete ruft, dann wallt er von der nahen Hütte herüber, und betet auf dem Grabe seines Vaters: „Herr, gib ihm die ewige Ruhe!"

Oefter aber geht der fromme Klausner in seine ehemaligen Besitzungen hervor, ermahnet die Freigelassenen zur Einigkeit und Liebe, lehrt ihre Kinder den Vater im Himmel kennen, schärfet ihnen ein, ihren Aeltern zu folgen. Und wenn er dann heimwärts zieht, dann spricht er mit einem Blicke zum Himmel oft bei sich selbst: „Gott, du bist gerecht und

barmherzig! Unerforschlich sind deine Rathschlüsse, unerkannt und manchfach die Wege, auf denen du uns rettest aus den Fluthen der Sünde und uns zurückführst auf den Pfad des Heils.“

In dem Verlage der C. H. Beck'schen Buchhandlung in Nördlingen sind nachstehende Schriften erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Beyschlag, D. C., Sammlung ausländischer Wörter, die im allgemeinen Leben öfters vorkommen, zweite vermehrte und verbesserte Auflage, 8. 806. 6 gr. oder 27 kr.

Fleischner, J. M., Liederbuch für Landschulen, geb. 4 gr. oder 18 kr.

Melodieenbuch dazu, geh. 9 gr. oder 36 kr.

— — Blumen auf den Altar des Glaubens. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage, 8. broch. 6 gr. oder 24 kr.

— — Dionysii Catonis Distichorum de Moribus libri quatuor. Des Dionysius Kato vier Bücher moralischer Doppelverse. In teutscher Uebersetzung, 8. broch. 4 gr. oder 18 kr.

— — Leitfaden zur chronologisch-synoptischen Behandlung der neutestamentlichen Geschichte in Volksschulen, 8. 9 gr. oder 36 kr.

— — Sammlung kurzer Gebetlieder für den Anfang und Schluß des täglichen Unterrichtes in christlichen Volksschulen, 12. 1 gr. oder 4 kr.

Bei Partieen zu 12 Exemplaren geben wir ein Freiexemplar und verrechnen 9 gr. oder 36 kr.

Götz, J. K., der Vogelheerd oder vollständiger Unterricht in der Kunst verschiedene Arten von Vögeln auf dem Heerde zu fangen. Mit Angabe der Natur und Behandlung der auf dem Heerde fangbaren Vögel und einer kurzen Abhandlung über den Hehrenfang mit der Eule und dem Lerchenfang mit Bodenschlingen oder mit Steckgarnen und dem Lerchenfalken, 2te Auflage, mit einem Kupfer, 8. broch. 8 gr. oder 36 kr.

Haßls, J. A., christliche Fest- und Gelegenheitspredigten. Zur Erbauung und zum Gebrauche für katholische Geistliche; zum Hausbuche für christliche Familien und zum Vorlesbuche in der Sonntagsschule, gr. 8. 1825. 18 gr. oder 1 fl. 12 kr.

— — Lob Gottes, verbunden mit monatlicher, oder doch wenigstens vierteljähriger Beicht- und Kommunionsandacht, mit 1 Titelkupfer, zweite verm. Auflage, sauber gebunden in Futteral 5 gr. oder 21 kr.

roh 3 gr. oder 12 kr.

— — vollständiges katholisches Gebetbuch für alle Lagen und Verhältnisse des Lebens. Mit 1 Titelkupfer, 8.

ungebunden 18 gr. oder 1 fl. 18 kr.

Pariser Einband ord. Papier 1 Rthlr. 10 gr. oder 2 fl. 30 kr. Velinpapier 1 Rthlr. 16 gr. oder 2 fl. 48 kr.

Haßl, J. A., geistliches Lehr-, Trost- und Hilfsbüchlein bei der auch nur von der Ferne drohenden Gefahr der asiatischen Cholera und jeder andern Gefahr, in ärztlicher Hinsicht mit einer Vorrede begleitet von Doktor Friedrich von Jan, 8. geh. 3 gr. oder 12 kr.

Kochbuch, neuestes Augsburgisches, mit Inbegriff der ältern Vorschriften 1009 Speisezubereitungen enthaltend, nebst angehängter Anleitung vielerlei zur Haushaltung nützlichen Bedürfnisse, als Hefe, Essig, Wein ꝛc. auf wohlfeile Art gut und selbst zu bereiten; wobei Alles nach bayerischem Maas und Gewicht bestimmt ist. Aus den Papieren der verstorbenen Verfasserin des Augsburgischen Kochbuches, Frau Sophie Juliane Weiler, von deren Verwandten zusammengetragen und herausgegeben. Verbessert und vermehrt durch Margarethe Johanne Rosenfeld, Verfasserin des Taschenbuchs der Kochkunst durch Erfahrung geprobt und a. Schr. Vierte rechtmäßige Originalausgabe. 8. 1835. sauber gebunden in Sarsenet, 1 Rthlr. oder 1 fl. 30 kr.

Kunst, die, guten Kaffee zu bereiten, nebst Anweisung zu Verfertigung verschiedener schicklicher Bäckereien zu diesem Getränke. Ein nützliches Geschenk für Frauenzimmer, 8. 827. 4 gr. oder 18 kr.

Lebensbeschreibung des J. U. Lays, seligen Andenkens, 46jährigen Pfarrers in Dunstelkingen und nachmals 30jährigen Dechants zu Neresheim der Diöcese Augsburg, 8. 826. 8 gr. oder 36 kr.

Merz, M., Lebensgeschichte der seligsten Jungfrau und Mutter Gottes Maria. Ein Hausbuch für Familien, mit einem Auhang von Haßl, enthaltend Morgen- und Abendgebete ꝛc. mit einem Titelkupfer, 8. 827. 16 gr. oder 1 fl.

Dasselbe sauber gebunden 18 gr. oder 1 fl. 12 kr.

Dasselbe in schönerm Einband mit Goldschnitt 21 gr. oder 1 fl. 30 kr.

Nelk, Th., der Papagei. Eine neue Erzählung für Kinder und Kinderfreunde, mit 1 Titelkupfer, 3te Auflage, 12. 833. geb. 3 gr. oder 12 kr.

— — die Aepfel. Eine neue Erzählung für Kinder und Kinderfreunde, mit 1 Titelkupfer, zweite Aufl. 12. 831. geb. 3 gr. oder 12 kr.

— — der Staar, eine neue Erzählung für Eltern und Kinder, mit 1 Titelkupfer, zweite Auflage, 12. 833. geb. 4 gr. oder 15 kr.

Rosa von Tannenburg. Ritterschauspiel in 5 Aufzügen, von Pfarrer Fuchsberger, 12. 833. 4 gr. oder 18 kr.

Wirth, Mich., das Büchlein Ruth. Ein Familiengemälde nach der heiligen Schrift, gr. 12. 834. 6 gr. oder 24 kr.

— — Freundschaft im Geiste der heiligen Schrift. Nebst einer Zugabe: Züge aus dem Leben des Verstorbenen, gr. 12. 834. 6 gr. oder 24 kr.

Bayerische Staatsbibliothek München

24. JU

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Scheidler, Conrad

Der Sklave Eine Erzählung aus den Zeiten der fr. Revolution

Nördlingen 1837

P.o.germ. 1269 m

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10119036-0